

2 Wandel der Lebensformen im Kontext der Modernisierung der Sozialstruktur

Die sozialen Beziehungen von Menschen sind vielfältig und komplex. Das Zusammenleben im privaten Bereich und Erwerbsleben gehört zu den elementarsten Dimensionen des sozialen Beziehungsgefüges. Wie Männer und Frauen in der modernen Gesellschaft leben und arbeiten, ist im gesamten Kontext der historischen sozialstrukturellen Entwicklung der jeweiligen Gesellschaften zu verstehen. Zunächst wird der Entwicklungsprozess der Lebensformen in Deutschland eingeordnet (Kap. 2.1). Für die Entwicklung in der Nachkriegszeit dominieren zwei Erklärungsansätze (Kap. 2.2). Das lässt die Frage aufkommen, inwieweit Bevölkerungsgruppen nach sozialen Kategorien unterschiedlich an diesem Wandlungsprozess beteiligt sind (Kap. 2.3).

2.1 Entwicklung der Lebensformen in Deutschland

Entwicklungspfade des privaten Zusammenlebens in (West)deutschland

Lange Zeit wurden Familien und Haushalte in Deutschland synonym als Begriffe für die Formen des privaten Zusammenlebens benutzt. Mittlerweile hat sich die Bezeichnung Lebensformen in der Wissenschaft wie im amtlichen Sprachgebrauch etabliert. Hinweise für diese veränderte Begrifflichkeit lassen sich im historischen Kontext der gesellschaftlichen Modernisierung finden. Zur Begriffsklärung wird die Abfolge der typischen Formen des privaten Zusammenlebens, in Anlehnung an Hradil (2006), in den drei Entwicklungsphasen der Modernisierung skizziert: Vormoderne Agrargesellschaft, Industriegesellschaft und postindustrielle Wissen- und Dienstleistungsgesellschaft. Dabei werden auch die Beziehungsmuster der Alltagsorganisation von Wohnen und Arbeiten verdeutlicht.

In der vormodernen Agrargesellschaft war der Typus das „Ganze Haus“ verbreitet, wobei die sozialen Bindungen in der Hausgemeinschaft in der Regel über die ehelichen und familiären Beziehungen hinausgingen. Neben dem Ehemann und den Kindern zählten andere Personen wie Verwandte und Dienstper-

sonen zu den Haushaltsmitgliedern, die auch im Haus lebten. Die gesamte Hausgemeinschaft fungierte als Produktionseinheit, und es wurde weitgehend am gleichen Ort gewohnt und gearbeitet.

Im Zuge der Industrialisierung und Massenproduktion wurde die Produktionsarbeit nach und nach aus dem Haushalt verlagert und in verschiedenen Betrieben arbeitsteilig organisiert. Diese Arbeitsform gewann in zunehmendem Maße an ökonomischer und gesellschaftlicher Relevanz, und die Arbeit für den direkten Gebrauch verlor im Bewusstsein der Gesellschaft hingegen allmählich an Wichtigkeit (Terlinden 1990: 110). Mit der Durchsetzung der räumlichen und ökonomischen Trennung von Produktionsarbeit und Haus- und Familienarbeit begann die Verkleinerung der Haushalte. Ehepaar und Kinder bildeten die dominanteste Haushaltsform (Kernfamilie). Neben räumlicher Trennung von Produktion und Haushalt sah das Idealbild der bürgerlichen Kleinfamilie eine geschlechtliche Arbeitsteilung beider Bereiche vor. Der Ehemann in der Rolle des Familienernährers ging der Erwerbsarbeit nach und die innerhäusliche Arbeit wurde der Ehefrau als Hausfrau zugewiesen. Dies führte dazu, dass sich die sozialen Lebenszusammenhänge von Mann und Frau voneinander abtrennten (ebd. S. 111). Erst durch den zunehmenden Wohlstand in der Nachkriegszeit in den 1950er und 1960er Jahren konnte sich das moderne Kleinfamilienmodell in der Mehrheit der Bevölkerung in Deutschland und Europa durchsetzen (Huinink/Wagner 1998: 95).

In der postindustriellen Gesellschaft, in Westdeutschland etwa seit Ende der 60er Jahre, ließ sich ein erneuter Wandel erkennen, der in der Wissenschaft wie Alltagssprache als Pluralisierung oder Ausdifferenzierung der Lebensformen bezeichnet wird (z.B. Beck 1986; Hradil 2006; Strohmeier 1993; Meyer 2008). Mit Pluralisierung ist nicht gemeint, dass die Anzahl der Lebens- bzw. Haushaltsformen zugenommen hat oder neuartige Lebensformen entstanden sind. Sondern die Pluralisierung kann, wie Dorbritz (2003) vorgeschlagen hat, als „Umverteilung der Bevölkerungsanteile in den einzelnen Lebensformen“ interpretiert werden (S. 405). Die Formenvielfalt ist, historisch gesehen, kein neues Phänomen. In der vorindustriellen Phase existierten bereits verschiedene Formen der Familienstruktur, die uns heute noch bekannt sind wie z.B. verwitwet oder ledig Alleinerziehend (Huinink/Wagner 1998: 93). Auch in der Zeit der Industrialisierung wurde eine vom bürgerlichen Familienideal abweichende Lebensgestaltung durchaus praktiziert.² Die Pluralisierungsdiskussion geht aber vielmehr vom Bedeutungsverlust der bürgerlichen Kernfamilien seit den 1970er Jahren als Ausgangspunkt des Wandels aus. Gleichzeitig werden Lebensformen, die schon existieren, aber selten vorkommen, immer mehr als Alternative in der Gesell-

² Selbst an dem historischen Tiefpunkt 1970 machten die ledigen Personen immerhin noch 21 % der Bevölkerung im Alter von 15 und mehr Jahren aus (Huinink/Wagner 1998: 96)

schaft akzeptiert. Die Scheidungsrate steigt an und nichteheliche Lebensgemeinschaften verbreiten sich. Auch Personen, die im Lebensverlauf keine eigene Familie gründen, nehmen zu. Damit verschiebt sich die Verteilungsstruktur der Lebensformen.

Mit der zunehmenden Akzeptanz nicht-traditioneller Lebensformen spricht Hradil (2006) von „Nebeneinander und Gleichberechtigung verschiedener Lebensformen“ (S. 90). Auch in biographischer Perspektive hat die Entstandardisierung in der Abfolge von Lebens- und Familienformen zugenommen. Dabei hat die traditionelle geschlechtsspezifische Arbeitsteilung nach bürgerlichem Familienideal für einen zunehmenden Teil der Bevölkerung an Relevanz verloren. Gleichzeitig haben sich andere Formen der alltäglichen Lebensführung zunehmend verbreitet.

Begriffserklärung der Lebensformen

Mit der Verbreitung alternativer Formen privaten Zusammenlebens braucht man einen Oberbegriff, um das Spektrum der stabilen sozialen Beziehungen im privaten Leben zu erfassen. In der deutschsprachigen Soziologie hat sich mittlerweile der Begriff Lebensformen etabliert, ohne dabei den Konsens über eine Definition zu erzielen, die auch für empirische Analysen praktikabel ist. Nach Schneider (2001) ist die unterschiedliche Bewertung der Pluralisierungsprozesse auf die unklare Begriffsbestimmung des Begriffs Lebensformen zurückzuführen. Aufgrund der Vielzahl der empirischen Untersuchungen zum Wandel der Lebensformen kam er zu dem Schluss, dass je nach Forschungsgegenstand unterschiedliche Merkmale zur Typisierung von Lebensformen herangezogen wurden.

Für empirische Überprüfungen erscheint die Begriffserklärung nach Hradil aufschlussreich. Er bezeichnet Lebensformen als relativ beständige Konstellationen, „in denen Menschen im Alltag mit den ihnen am nächsten stehenden Mitmenschen zusammen leben“ (2006: 87). Nach dieser Definition sind Personenkongstellationen und Beziehungsart maßgeblich für die Konstruktion der Lebensformen, weil sie „für die Muster der Organisation des alltäglichen Zusammenlebens im Leben von Personen von ausschlaggebender Bedeutung sind bzw. diese entscheidend verändern“ (Huinink/Konietzka 2007: 32).

In diesem Sinn sind partnerschaftliche Beziehungen und Eltern-Kind-Beziehungen die wichtigsten Beziehungsarten im alltäglichen Zusammenleben.³

³ Es geht um die für die meisten Menschen geltende Rangfolge von Beziehungen. Es schließt jedoch nicht aus, dass andere Beziehungsarten im privaten Bereich wie Verwandtschafts- und Freundschaftsbeziehungen für das alltägliche Zusammenleben des Einzelnen von höherer Bedeutung sein können.

Dabei ist die Festlegung von Lebensformen nicht auf das Zusammenwohnen und gemeinsame Wirtschaften beschränkt, was einen Haushalt bzw. eine Lebensgemeinschaft charakterisiert. Es geht über die Haushaltszusammensetzung hinaus. Mit Blick auf die Wechselbeziehungen zwischen dem Wohnen und den engen privaten Beziehungen sind zwei Konstellationsformen über den Haushalt hinaus bedeutsam: Feste Partnerschaften mit zwei getrennten Haushalten (Living apart together) und Elternschaften nach der Scheidung bzw. Trennung (Binukleare Familien).

Für viele handelt es sich bei Living apart together (LAT) nicht mehr lediglich um eine Übergangsphase zur Gründung eines gemeinsamen Haushalts im jüngeren Erwachsenenalter, sondern das Zusammenleben mit getrennten Haushalten stellt ab dem mittleren Alter zunehmend eine echte Alternative zum Zusammenwohnen dar (Asendorpf 2008: 28). LATs führen zwar einen getrennten Haushalt vom Partner bzw. von der Partnerin und bewahren die Eigenständigkeit in bestimmten Lebenssphären. Dennoch leisten diese Paarbeziehungen „auf Distanz“, wie bei den zusammenlebenden Paaren, einen wichtigen Beitrag in der Befriedigung emotionaler und psychischer Bedürfnisse und Gestaltung des Alltagslebens. Deshalb, im Unterschied zu Alleinwohnenden ohne feste Partnerschaft, müssen sie einen wesentlichen Teil ihres Alltags auf den des Partners bzw. der Partnerin abstimmen, um Zufriedenheit und Stabilität der Partnerschaften aufrecht zu erhalten. Folglich weisen sie oft aufgrund der räumlichen Distanz von Wohnorten einen hohen Mobilitätsgrad auf.

Das gilt prinzipiell auch für die nicht mehr mit Kindern im Haushalt zusammenwohnenden Väter bzw. Mütter. In vielen Fällen werden enge Beziehungen zu Kindern nach der Trennung aufrechterhalten. Die Intensität der Eltern-Kind-Beziehungen lässt bei einem Elternteil, der nicht im Haushalt des Kindes wohnt, zwar nach, bleibt häufig aber weiterhin stabil und nachhaltig. Nicht selten übernehmen die getrennt Elternpaare gemeinsam die elterliche Verantwortung und Betreuungsaufgaben, auch wenn der Umfang im Vergleich zum Leben in einem gemeinsamen Haushalt geringer ausfällt. Aus diesem Grund können die nicht zusammenlebenden Kinder für die Alltagsgestaltung des Elternteils eine Rolle spielen. Auch die Nähe zu Kindern kann bei der Wahl des Wohnstandortes ausschlaggebend sein. Nicht zuletzt ergibt sich durch die engen Interaktionen und das regelmäßige gemeinsame Zeitverbringen häufig größerer Wohnraumbedarf, z.B. zusätzliches Kinderzimmer oder größere Wohnung.

Inzwischen ist eine Vielfalt von Lebensformenkonzepten in Forschungsarbeiten und amtlichen Berichterstattungen entstanden. Häufig werden nicht nur die Beziehungszusammenhänge von Personen betrachtet, sondern auch bestimmte Eigenschaften bzw. Merkmale der in die Lebensform eingebundenen Personen

werden herangezogen, die für die Organisation des alltäglichen Zusammenlebens oder ihre Veränderungen bedeutsam sind.

In zahlreichen Studien, darunter auch der amtlichen Statistik, wird der Familienstand zur Typisierung der Lebensformen herangezogen, mit der Begründung, dass er beziehungsrelevant bzw. beziehungsverändernd ist. Beispielsweise wird genannt, dass der Übergang von der nichtehelichen Lebensgemeinschaft zur Ehe durch die formale Festlegung mit einer stärkeren Bindung von Rechten und Pflichten in der Paarbeziehung einhergeht (Huinink/Konietzka 2007: 32). Man kann allerdings auch so argumentieren, dass mit zunehmender Akzeptanz nicht-ehelicher Lebensgemeinschaften die Unterscheidung zur Ehe bzw. der Übergang zur Ehe weniger bedeutend geworden ist. Außerdem sagt der Familienstand heute immer weniger über die Beziehungsstruktur einer Person im Alltag aus. Das Ledigsein oder Geschiedensein bedeutet auch nicht, dass man allein lebt oder ohne einen Partner bzw. eine Partnerin lebt.

Mittlerweile ist das Lebensformenkonzept in der amtlichen Statistik fest verankert. Das Lebensformenkonzept des Mikrozensus beruht auf dem Haushaltsprinzip. Dabei sind in erster Linie Partnerschaft und Eltern-Kind-Beziehung im gemeinsamen Haushalt zur Typisierung der Lebensformen der Bevölkerung konstituierend.⁴ Die Partnerschaften mit getrennter Haushaltsführung (LAT) und binukleare Familien, die vorher angesprochen wurden, werden hierbei nicht berücksichtigt. Der Familienstand spielt keine wichtige Rolle mehr, dennoch ist der Status Ehe für die Unterscheidungen von partnerschaftlichen Lebensgemeinschaften weiterhin relevant.

Eine sehr umfassende Typisierung der Lebensformen erfolgte in einer Studie auf der Grundlage der ALLBUS-Daten durch Strohmeier (1993). Er hob die Erwerbsarbeit im Haushaltskontext als relevanten Faktor der Alltagsorganisation hervor. Mit den Kriterien Haushaltszusammensetzung, Familienstand und Erwerbskonstellation des Paares ergaben sich in seiner Untersuchung zur Pluralisierung 64 Typen von Lebensformen. Dabei gehörten über 80 % der 25- bis 44-jährigen Befragten lediglich zu den acht häufigsten Typen (ebd. S. 15).

Schneider, Limmer und Ruckdeschel (2002) unterstreichen die hohe Relevanz der Mobilität für die Alltagsorganisation. Ihre Studie fokussiert auf die Verhältnisse von beruflich induzierten Mobilitätsformen und Partnerschaft. Dabei sind mobilitätsbezogene Merkmale wie Pendel- und Umzugsverhalten das

⁴ Genauer gesagt, zählen hier als Kinder nur ledige Kinder. Beispielsweise zählen im Mikrozensus Elternteile mit ihren nicht ledigen Kindern im gemeinsamen Haushalt zu Haushalten mit zwei Lebensformen, also zwei Alleinstehenden. In Deutschland werden Haushalte meist von einer Lebensform bewohnt. 2009 wohnen in 3 % der Haushalte mehrere Lebensformen (Rübenach/Weinmann 2008: 128). Der Vorteil der hohen Fallzahl im Mikrozensus steht jedoch dem Nachteil der strengeren datenschutzbezogenen Rechtslage gegenüber. Es dürfen da nur die Stellung und Beziehungsarten innerhalb des Haushaltes erfragt werden.

zentrale Kriterium zur Typisierung von mobilen und immobilien Lebensformen. Diese Lebensformen werden dann über soziodemographische Merkmale einschließlich partnerschaftlicher und Eltern-Kind-Beziehungen beschrieben. Diese auf die Mobilitätsfrage spezifizierte Klassifikation von Lebensformen hat den Vorteil, die Zusammenhänge von räumlicher Mobilität, Erwerbsarbeit und Partnerschaften bzw. Familien zu veranschaulichen.

Die dargelegten Beispiele deuten darauf hin, dass der Begriff Lebensformen zunehmend erweitert worden ist. Neben der Beziehungsart gehören Faktoren oder Merkmale, wie Erwerbsbeteiligung und Mobilitätsverhalten, die für die Alltagsgestaltung von wesentlicher Bedeutung sind, zum grundlegenden Verständnis. Für empirische Analysen sind die Merkmale für die Typisierung der Lebensformen ohnehin begrenzt. Zudem ist die Pluralität von der ausgewählten Anzahl der Lebensformen abhängig (Schneider 2001). Deshalb soll sich die Auswahl der Merkmale nach der untersuchten Fragestellung richten. Gegenstand der vorliegenden Arbeit ist, das Verhältnis von Beziehungsformen und Erwerbsverhalten sowie ihre Einflüsse auf die räumliche Organisation im Alltagsleben zu untersuchen. Dabei sind Erwerbstätigkeit und Mobilitätsmuster als wichtiger Bestandteil des breiten Spektrums der Alltagsorganisation zu verstehen. Aus diesem Grund sollen die Merkmale der Personen- und Beziehungskonstellationen für die Operationalisierung der Lebensformen maßgeblich sein.

Verbreitung der Lebensformen in Statistiken

Im Folgenden wird die langfristige Entwicklung der Lebensformen seit den 60er bzw. 70er Jahren in Deutschland nachgezeichnet. In empirischen Analysen ist eine solche Betrachtungsweise rar, denn repräsentative Bevölkerungsbefragungen mit regelmäßigem Abstand werden selten oder nur für eine kurze Zeitspanne durchgeführt. Am besten geeignet sind die Daten des Mikrozensus, der als amtliche Statistik seit 1972 jährlich durchgeführt wird und die gesamte Bevölkerung repräsentiert. Manche Merkmale zur Typisierung der Lebensformen bleiben über alle Jahre nicht immer konstant, so dass die Ergebnisse nicht unmittelbar verglichen werden können. Beispielsweise konnten die Partnerschaften bis 1995 lediglich durch Ehepartner/in im Haushalt identifiziert werden. Erst seit 1996 wird die Frage nach dem unverheirateten Lebenspartner bzw. der Lebenspartnerin gestellt. Dennoch ermöglicht uns die Schätzung für den früheren Zeitraum eine langfristige kontinuierliche Betrachtung.⁵

⁵ Die Schätzung zu nichtehelichen Lebensgemeinschaften basiert auf der folgenden Definition: Zwei nicht gleichgeschlechtliche Personen im Alter von 16 und mehr Jahren im gemeinsamen Haushalt, die weder miteinander verheiratet noch verwandt noch verschwägert sind und deren Altersunter-

In Tabelle 1 deutet sich eine starke Verschiebung der Lebensformen in der Bevölkerung in den letzten drei Jahrzehnten an. Die Lebensform der bürgerlichen Kleinfamilie (mit Ehepartner/in und Kindern) hat deutlich an Bedeutung verloren. In Westdeutschland ist der Anteil der Verheirateten mit Partner/in und Kindern im Haushalt unter allen Erwachsenen gegenüber 1972 von 43 % um 15 % in 2004 zurückgegangen.⁶ Wird die familienintensive Phase berücksichtigt, wird der Rückgang noch deutlicher. 1972 lebten noch rund 71 % der 36- bis 55-Jährigen mit Ehepartner/in und Kindern im Haushalt, und in 2000 um 17 % weniger (Engstler/Menning 2003: 212).⁷

Tabelle 1: Entwicklung der Anteile der Lebensformen der erwachsenen Bevölkerung 1972, 1996, 2000 und 2004

	Westdeutschland			Ostdeutschland		
	1972	2000	2004	1996	2000	2004
mit Partner/in und Kindern, verh. zus.lebend	43,3%	30,3%	28,5%	32,2%	27,5%	23,6%
mit Partner/in und Kindern, unverh. zus.lebend	0,1%	1,4%	1,8%	3,6%	4,0%	4,5%
Alleinerziehende*	3,3%	3,3%	3,6%	4,2%	4,3%	4,5%
mit Partner/in, ohne Kinder, verh. zus.lebend	25,5%	29,0%	29,2%	28,4%	29,2%	30,4%
mit Partner/in, ohne Kinder, unverh. zus.lebend	0,5%	4,4%	4,9%	3,6%	4,2%	4,7%
Alleinlebende (Alleinwohnende)	13,6%	20,2%	20,9%	16,8%	18,7%	20,5%
ledige Kinder bei Eltern(teil)	9,9%	9,0%	8,8%	9,4%	9,9%	9,9%
sonstige Personen**	3,9%	2,3%	2,3%	1,7%	2,2%	1,9%
Gesamt	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%
Anzahl in Tausend	44.502	53.668	54.584	12.223	12.479	12.444

Anmerkung: Datenbasis ist der Mikrozensus und bezieht sich hier auf die Bevölkerung am Familienwohnsitz. * Alleinerziehende ohne Partner/in im Haushalt. ** Personen, die in sonstiger Gemeinschaft mit verwandten und nicht verwandten Personen leben.

Quelle: Engstler/Menning 2003, S. 212; Heß-Meining/Tölke 2005, S. 743-744

In Ostdeutschland ist der Anteil der ehelichen Familien unter den Erwachsenen in nur acht Jahren (1996-2004) um 9 % gesunken. Im Gegensatz dazu hat die Lebensform Alleinlebende (hier Alleinwohnende)⁸ einen größeren Zuwachs

schied weniger als 18 Jahre beträgt, zählen zur nichtehelichen Lebensgemeinschaft (Lengerer/Klein 2007: 437).

⁶ Statt im Alter von 18 Jahren und mehr wird bei den aktuelleren Mikrozensus-Ergebnissen die Bevölkerung im Alter von 25 Jahren und mehr bezogen. Dadurch ist ein Zeitreihenvergleich mit dem aktuelleren Stand nicht möglich.

⁷ Für das Jahr 2000 lag die Altersspanne bei 35 bis 54 Jahren.

⁸ Die von der amtlichen Statistik gewählte Bezeichnung „Alleinlebende“ meint Personen, die allein im Haushalt wohnen, also im Einpersonenhaushalt, unabhängig davon, ob sie eine partnerschaftliche

erfahren als in Westdeutschland. Dem Bedeutungsverlust der Ehe steht insbesondere die Zunahme nichtehelicher Lebensgemeinschaften gegenüber. Bis zur Wende waren in der DDR Ehe und insbesondere Familie durch die umfassende staatliche Förderungspolitik dominant (Scheller 2005: 81). Im Vergleich zum früheren Bundesgebiet vollzog sich der Differenzierungsprozess der Lebensformen in der DDR-Zeit nur zögernd. Bereits ab 1989, unmittelbar nach der Wende, begann der drastische Rückgang in der Geburtenrate. Auf Grundlage des ALLBUS ist festzustellen, dass in Ostdeutschland Erwachsene im Jahr 1991 noch weit häufiger mit dem Ehepartner bzw. der Ehepartnerin und Kindern im Haushalt lebten als in Westdeutschland (48 % vs. 40 %) (ebd. S. 182). Dann nahm der Anteil stärker ab als in Westdeutschland.

Nicht nur der Anteil der in einer partnerschaftlichen Lebensgemeinschaft Lebenden in Westdeutschland stieg von einem recht niedrigen Niveau auf 7 % in 2004 stark an. Auch die Anzahl der Personen hat sich gegenüber 1972 vervierzehnfacht, wobei die meisten kein Kind im Haushalt haben (73 %). Im Vergleich dazu ist das Zusammenleben in einer partnerschaftlichen Lebensgemeinschaft mit Kindern in Ostdeutschland stärker ausgeprägt. Jede zweite in einer partnerschaftlichen Lebensgemeinschaft lebende Person hat Kind(er) im Haushalt (49 %). Diese höhere Bedeutung ist wesentlich auf den starken Anstieg der nichtehelichen Geburten bereits in der DDR zurückzuführen (Peuckert 2008: 107). Für Ost- und Westdeutschland zusammenbetrachtet, gibt es im Jahre 2009 ca. 2,7 Millionen Lebensgemeinschaften, davon knapp 98 % nichteheliche Lebensgemeinschaften und 63.000 gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften (Hammes/Rübenach 2010: 911).⁹

Durch zunehmende Scheidungsfälle wächst die Zahl alleinerziehender Mütter bzw. Väter an. Das führt auch dazu, dass immer mehr Elternteile nicht mit Kindern zusammenwohnen. Dass sich der Anteil der Alleinerziehenden zwischen 1972 und 2004 in Westdeutschland kaum verändert hat, mag auf den ersten Blick überraschend wirken. Die Alleinerziehenden beziehen sich hierbei auf die Lebensgemeinschaft mit ledigen Kindern, also nur alleinerziehende Elternteile ohne Partner/in im Haushalt. Deshalb handelt es sich um eine Lebensphase, bis die Kinder ausziehen oder eine neue partnerschaftliche Lebensgemeinschaft gegründet wird. Zusätzlich wird der Bedeutungsgewinn der Alleinerziehenden durch die zunehmende Alterung der Bevölkerung überlagert. In der Tat hat die

Beziehung unterhalten. Schneider, Rosenkranz und Limmer (1998) bevorzugen einen präziseren Begriff „Alleinwohnende“. Diese Bezeichnung wird auch in dieser Arbeit übernommen.

⁹ Die Auskunft über den Lebenspartner bzw. die Lebenspartnerin im Haushalt ist im Mikrozensus freiwillig. Die hier genannte Zahl der gleichgeschlechtlichen Paare mit oder ohne Trauschein ist über die Antwort auf dem Fragebogen errechnet. Wegen der Freiwilligkeit der Beantwortung kann von einer höheren Zahl ausgegangen werden.

Zahl der Alleinerziehenden in Westdeutschland in dem Zeitraum von etwa 30 Jahren um 34 % stark zugenommen. Auch in Ostdeutschland hat sich die Anzahl zwischen 1996 und 2004 um 9 % erhöht. Insgesamt lebten 2004 rund 2,5 Millionen alleinerziehende Elternteile in ganz Deutschland, darunter 85 % Frauen (Statistisches Bundesamt 2005b: 26). Unter allen Familien ist der Anteil der Alleinerziehenden zwischen 1996 und 2004 von 17 % auf 20 % gestiegen, wobei in Ostdeutschland der Zuwachs von 20 % auf 25 % schneller verlief (ebd. S. 41).

Die Verbreitung von den Eltern-Kind-Beziehungen, die über die Grenze des eigenen Haushalts hinaus gehen, ist empirisch schwer zu quantifizieren, denn die allgemeinen Umfragen beziehen sich nach wie vor auf den Haushaltskontext. Im Rahmen einer Untersuchung zu „Singles“ (hier Alleinwohnenden) kann Hradil (2003) beziffern, dass ein Fünftel der Alleinwohnenden von 25 bis unter 55 Jahren Kinder außer Haus hat (S. 42). Da Kinder nach Scheidung bzw. Trennung nach wie vor meist bei der Mutter wohnen, ist davon auszugehen, dass die alleinwohnenden Elternteile in diesem Alter vorwiegend männlich sind.

Der hier dargestellte Zuwachs der Alleinwohnenden ist mit partnerlosen Alleinwohnenden nicht gleich zu setzen. Alleinwohnende Personen, deren Partner/in im getrennten Haushalt lebt, zählen im Mikrozensus zu Alleinlebenden bzw. Alleinwohnenden. Ein ähnliches Problem gilt auch für Alleinerziehende. Sie können in einer LAT-Beziehung leben. Bei dem sozioökonomischen Panel (SOEP) und den Familiensurveys kann zwischen Partnerschaften in einem gemeinsamen Haushalt und zwei getrennten Haushalten unterschieden werden. Anhand des SOEP kommt Asendorpf (2008) zum Ergebnis, dass der Anteil der LATs unter der deutschen erwachsenen Bevölkerung von 1992 bis 2006 von 8,5 % auf 10,9 % leicht stieg (S. 12). Dabei lebten 17 % der LATs mit minderjährigen Kindern im eigenen Haushalt (S. 37). Das war höher als der Kinderanteil partnerloser Personen mit 12 %. Marbach (2003) stellt anhand der Familiensurveys jedoch eine andere Tendenz fest. Unter den befragten Deutschen in den alten Bundesländern stieg der Anteil der LATs ohne Kinder zunächst, von 1988/1990 bis 1994, von 8,9 % auf 10,4 % an und ging jedoch dann auf 6,4 % in 2000 zurück.¹⁰ Im gleichen Zeitraum blieb der Anteil der LATs mit Kindern mit 2 % kaum verändert (S. 178). Damit lag der Kinderanteil der LATs in 2000 bei 21 %. In Ostdeutschland lebten LATs deutlich häufiger mit Kindern (29 %). Der höhere Kinderanteil unter LATs in den Familiensurveys ist darauf zurückzuführen, dass eine jüngere Altersgruppe, 18- bis 55-Jährige, in der Berechnung berücksichtigt wurde.

¹⁰ Für den höheren Anteil von 1994 weisen Schneider und Ruckdeschel (2003) auf die stichprobenbedingte Verzerrung hin. Im Jahre 1994 ist die Stichprobe im Durchschnitt jünger und beinhaltet einen höheren Anteil von Abiturient/innen (S. 249-250).

Aus dem bisherigen Befund lässt sich der Schluss ziehen, dass die zunehmende Bedeutung der Alleinwohnenden, wie es sich im Mikrozensus abzeichnet, zum Teil auf die Ausbreitung der Partnerschaften mit getrenntem Haushalt zurückzuführen ist. Aber geht es dabei auch um einen zunehmenden Trend zum Alleinleben, die allein ohne Partner leben? Nach Klein (1999) blieb die Verbreitung junger deutscher Erwachsener zwischen 18 und 35 Jahren ohne Partnerschaft zwischen 1968 und 1988 relativ konstant. Und in der aktuelleren Entwicklung zwischen 1992 und 2006 nahm der Anteil der deutschen Erwachsenen ohne feste Partnerschaft nur wenig zu (vgl. Asendorpf 2008: 12-13). Das deutet darauf hin, dass sich die Ausbreitung der Partnerlosigkeit in der Bevölkerung, ungeachtet von der Haushaltskomposition, nicht wesentlich verändert hat. Mit anderen Worten: Die partnerschaftlichen Beziehungen haben ihren hohen Stellenwert nicht eingebüßt. Gleichzeitig haben alternative partnerschaftliche Lebensformen zulasten der Ehe zugenommen.

In Deutschland stellt das Wohnen im Elternhaus noch eine häufige Wohn- und Lebensform junger Erwachsener dar. Die Langzeitbeobachtung für das frühere Bundesgebiet seit den 70er Jahren zeigt, dass junge Erwachsene heute später aus dem elterlichen Haushalt ausziehen (Krack-Roberg/Krieger/Weinmann 2011: 35). Ein wesentlicher Grund ist die verlängerte Ausbildungsdauer. Junge Frauen ziehen früher aus als junge Männer. Im Jahre 2009 lag das mittlere Auszugsalter von Frauen bei 21 Jahren und von Männern bei 23 Jahren (ebd.). Für die Wohnstandortfrage der jungen LATs spielt häufig die soziale und ökonomische Abhängigkeit von den Eltern noch eine wichtige Rolle.

Einfluss der Lebensformen für die Wohnraumnachfrage

Für die Wohnraumnachfrage sind die Zahl der Haushalte und Haushaltstypen von zentraler Bedeutung, denn sie bilden die Wohneinheiten¹¹ und bestimmen den Wohnraumbedarf. Bisher wurden die Lebensformen der Individuen, also das Beziehungsgefüge, betrachtet, um ihre räumlichen Interaktionen zu diskutieren. Der Rückgang der Elternpaare und die Ausbreitung der Alleinwohnenden deuten bereits darauf hin, dass die Haushalte in West- und Ostdeutschland immer kleiner geworden sind. Die Zahl der Haushalte würde, wie bereits aus Tabelle 1 zu erkennen ist, selbst bei einer rückläufigen Bevölkerungsentwicklung ansteigen. Tatsächlich war in den neuen Bundesländern die Bevölkerungszahl zwischen 1991 und 2008 stets rückläufig. Trotzdem sind die Haushalte seit 2000 jährlich im Schnitt um 2,7 % mehr geworden (siehe Tabelle 2). Im frühen Bundesgebiet

¹¹ In Deutschland verfügen Haushalte in der Regel über eine Wohnung für sich allein. Haushalte, die mit anderen Haushalten eine Wohnung teilen, sind sehr selten, z.B. Wohngemeinschaften.

nahm die Zahl der Haushalte zwischen 1972 und 2008 von 23,0 Millionen auf 31,5 Millionen jährlich um durchschnittlich 1 % zu, wobei sich der Zuwachs seit 2000 deutlich verlangsamt hat. Der jährliche Zuwachs der Bevölkerung war dagegen deutlich niedriger und lag bei 0,2 %. In Ostdeutschland ist der Anstieg in der Zahl aller Haushalte seit 2000 wesentlich auf die drastische Zunahme der Einpersonenhaushalte zurückzuführen. Hierbei stieg der Anteilswert nur in acht Jahren um acht Prozente auf 42 % in 2008, während der Anteil der Mehrpersonenhaushalte mit Kindern um den gleichen Umfang auf 27 % zurückging. Im Unterschied zur Verteilungsstruktur der Lebensformen in der Bevölkerung zeigt sich hier, dass der ostdeutsche Trend zu kleineren Haushalten die Entwicklung in Westdeutschland deutlich übertroffen hat.

Tabelle 2: Entwicklung der Anteile der privaten Haushalte 1972, 1991, 2000 und 2008

	Westdeutschland					Ostdeutschland		
	1972	1991	1995	2000	2008	1991	2000	2008
Einpersonenhaushalte	26,2%	34,4%	35,4%	36,5%	38,6%	30,8%	34,1%	42,3%
Mehrpersonenhaushalte ohne Kinder	24,5%	27,7%	29,8%	30,3%	30,3%	27,7%	30,6%	30,7%
Mehrpersonenhaushalte mit Kindern	49,4%	37,8%	34,9%	33,2%	31,1%	41,5%	35,3%	27,0%
Gesamt	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%
Anzahl in Tausend	22.994	27.423	28.970	31.045	31.453	7.833	7.078	8.623

Quelle: Mikrozensus Fachserie 1.3, eigene Berechnungen

Aus der Entwicklung der Haushalte kann man folgende wohnungswirtschaftliche Konsequenzen ableiten. Erstens, es besteht aufgrund der steigenden Haushaltszahl ein höherer Bedarf an Wohnungen, und zwar für Haushalte mit wenigen Personen. Allerdings geht der Wohnflächennachfrage dadurch wahrscheinlich nicht zurück. Nicht nur der bekannte Remanenzeffekt trägt zum erhöhten Wohnflächenverbrauch bei. Sondern es zeichnet sich auch in allen Haushaltstypen ein Zuwachs in der Wohnfläche ab. Das Mehr an Wohnfläche pro Haushaltsmitglied zwischen 1991 und 2006 betrug beispielsweise bei Paaren mit minderjährigen Kindern vier Quadratmeter in West- und neun Quadratmeter in Ostdeutschland (Frick/Schubert 2008: 229). Das deutet darauf hin, dass die Familienhaushalte trotz des Trends zur geringeren Zahl der Kinder (siehe auch Kap. 2.3) in der Zukunft eine größere Wohnung beziehen. Damit kann sich die Frage stellen, ob dennoch eine Wende weg von der lang anhaltenden Wohnsuburbanisierung in Deutschland zu erwarten ist. Zweitens, angesichts der zunehmenden Ausdifferenzierung der Haushaltsstruktur und Lebensformen werden die Wohnpräferenzen

zen auch heterogener. Je nach der Beziehungskonstellation und den raumzeitlichen Erfordernissen entstehen verschiedene Anforderungen an die Wohnung (Gebäudeformen und Grundrisse) und das Wohnumfeld.

2.2 Erklärungsansätze zum Wandel der Lebensformen in der postindustriellen Gesellschaft

Für eine theoretische Herleitung soll zunächst die Frage erörtert werden, welche gesamtgesellschaftlichen Strukturbedingungen für den Wandlungsprozess der Lebensformen seit den 70er/80er Jahren verantwortlich sind. Als dominante gesellschaftstheoretische Ansätze werden meist die Individualisierungsthese und die Theorie der gesellschaftlichen Differenzierung mit dem Wandlungsprozess von Familie und Partnerschaft seit der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts in Deutschland in engen Zusammenhang gebracht (vgl. Peuckert 2008: 326). Im Folgenden wird auf die beiden Ansätze fokussiert.

Becks Individualisierungsthese

Beck (1986) versucht, mit der Individualisierungsthese die gesellschaftlichen Veränderungsprozesse nach dem zweiten Weltkrieg bis zu den 80er Jahren im Kontext der fortgeschrittenen Moderne zu erklären. Er begreift Individualisierung als Prozess, in dem die Einzelnen zunehmend aus den vorgegebenen Sozialformen und -bindungen freigesetzt werden und „auf sich selbst und ihr individuelles Arbeitsmarktschicksal“ verwiesen sind (ebd. S. 116). Damit verlieren die Sozialbindungen wie Klasse, Schicht, Ehe, Familie, Geschlechterordnung, aber auch Beruf, Nachbarschaft und Herkunftsregionen an Bindungskraft für die Vergesellschaftung der Einzelnen, gleichzeitig wird von einer Ausweitung von Entscheidungen und Wahlmöglichkeiten in allen gesellschaftlichen Bereichen sowie in biographischer Perspektive der Einzelnen ausgegangen (ebd. S. 190). Diese Freisetzungsprozesse wurden in der Bundesrepublik vor allem durch die Steigerung des Wohlstands (Einkommen, Bildung und Mobilität) und den Ausbau des Wohlfahrtsstaats in Gang gesetzt (ebd. S. 116).

Der Trend zur Wahlfreiheit ist aber nicht automatisch (Huinink/Wagner 1998: 86-87). Auf der einen Seite ist es wenig strittig, dass sich die traditionellen Bindungen und Vorgaben auf längere Sicht ausdünnen, für Viele sind die Handlungsoptionen tatsächlich größer geworden. Auf der anderen Seite werden – worauf Beck zu Recht hingewiesen hat – individuelle Handlungen gleichzeitig zunehmend von der institutionellen Kontrollstruktur bestimmt (Beck 1986:

206ff.). Die verstärkte Abhängigkeit der Individuen von sozialstaatlichen Rahmenbedingungen und institutionellen Vorgaben wie z.B. vom Arbeitsmarkt, Ausbildungssystem und Arbeits- und Sozialrecht stellt neue Bedingungen dar und kann die individuellen Handlungsmöglichkeiten einschränken (Beck 1993: 152). Diese neue Kontrollstruktur, die Beck als Reintegration bezeichnet, gilt prinzipiell für alle gleich. Aber die Betroffenheit von Rahmenbedingungen und Regelungen oder die Durchsetzungschancen können, je nach den individuellen Voraussetzungen wie z.B. verfügbare Ressourcen, unterschiedlich ausfallen. Aus dem Grund ist die Individualisierung nicht immer mit zunehmenden Chancen und Entfaltungsfreiheit gleichzusetzen, sondern sie kann auch durchaus mit zunehmenden Risiken verbunden sein.

Mit Blick auf den Wandel der Lebensformen sieht Beck eine enge Verbindung zwischen den Freisetzungen des Individuums aus Ehe und Kleinfamilie und der Entwicklung hin zur flexiblen Arbeitsmarktgesellschaft. In Freisetzungsprozessen ist eine Fülle von Konfliktfeldern zwischen den verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen aufgebrochen. Insbesondere die Dominanz der arbeitsmarktbedingten Anforderungen greift in zunehmendem Maße in die private Lebensführung von Frauen sowie Männern ein. Berufliche Mobilität, nicht nur Arbeitsstellen- sondern auch Arbeitsortwechsel, steht jedoch den Bedürfnissen an eine dauerhafte Bindung wie Partnerschaft und Elternschaft gegenüber und die Konfliktbewältigung wird den privaten Lösungen überlassen (Beck 1993: 191-194). Das führt zulasten der traditionellen Kleinfamilien zur Entstehung und Ausbreitung abweichender Lebensformen, die den Arbeitsmarktanforderungen besser nachkommen. Dadurch haben sich die Lebensformen ausdifferenziert.

Diese Konfliktsituation kann Frauen aus den folgenden Gründen besonders betreffen. Erstens, auf lange Sicht spielt die Erwerbstätigkeit bei Frauen aufgrund der steigenden Bildung eine zunehmende Rolle. Im Unterschied zur bürgerlichen Industriegesellschaft sind nun ihre Möglichkeiten zur Herauslösung aus dem familialen Versorgungsgefüge in besonderem Maße von der ökonomischen Existenzsicherung, also der Verwertbarkeit ihrer Erwerbskraft, abhängig. Die Veränderungen auf dem Arbeitsmarkt z.B. die hohe Arbeitslosigkeit können zeitweise einen Einfluss auf ihre Durchsetzungschancen ausüben. Zweitens, die Freisetzung aus der traditionellen Geschlechterordnung verläuft bei Frauen und Männern nicht gleich. Für Frauen ist die alte Rollenzuweisung gelockert und eine eigene Berufstätigkeit selbstverständlicher geworden, Männer verharren dagegen in ihrer Familienernährer-Rolle (Beck 1993: 185). Aus den ungleichen Rollenverständnissen treten nicht nur ungleiche Interessen- und Konfliktlagen in der Partnerschaft hervor, auch persönliche Entscheidungen könnten verstärkt auf dieser Grundlage getroffen werden. So hebt Becker (2010) hervor, dass die zunehmende Verbreitung alternativer Lebens- und Wohnformen ein Ausdruck

vom Nichtakzeptieren des gesellschaftlichen Geschlechterverhältnisses ist (S. 463-464).

Meyers Theorie der gesellschaftlichen Differenzierung

Der zweite Erklärungsansatz bezieht sich auf die Theorie der gesellschaftlichen Differenzierung von Meyer (1992, 1993). Er greift das Konzept funktionaler Differenzierung auf, um den Wandlungsprozess des privaten Zusammenlebens in der spät- und postindustriellen Gesellschaft zu beschreiben.¹² Demnach werden verschiedene Bereiche der Gesellschaft als Teilsysteme betrachtet und diese erfüllen jeweils bestimmte Funktionen, z.B. die Teilsysteme Hausgemeinschaft und Familie. Meyer nimmt an, dass die auf Funktionen spezialisierten Teilsysteme den Vorteil haben, sich den veränderten Umweltbedingungen besser anpassen zu können. So, historisch gesehen, müssten die gesellschaftlichen Teilsysteme wiederholt einen Funktionswandel durchlaufen haben und weiter gegliedert und differenziert worden sein.

Hinsichtlich des privaten Zusammenlebens sieht Parson die Entstehung der Kleinfamilie als Anpassung an die industriellen Gesellschaften (Meyer 1993: 25).¹³ Im Zuge der Industrialisierung hat das Teilsystem Hausgemeinschaft als Ort des Lebens und Arbeitens einen Funktionswandel hin zur ehelichen Kleinfamilie erlebt: Die ökonomische und politisch-rechtliche Funktion der Hausgemeinschaften wurde ausgelagert, und die Familie spezialisierte sich auf die Erziehungs- und Sozialisationsfunktion und wurde Ort für intime Beziehungen und emotionale Zuwendung (Eltern-Kind-Beziehung und Partnerschaft) (Huinink/Konietzka 2007: 103). Mit der Trennung von Produktion und Reproduktion begann sich eine Spezialisierung der Geschlechterrollen durchzusetzen (Meyer 1992: 43ff.). Als Idealbild reduzierten sich die Geschlechterrollen der Frauen auf die Zuständigkeit im Bereich der Familie und des Haushalts (Reproduktion), während der öffentliche und berufliche Bereich dem Mann vorbehalten wird (Produktion). Dieses Modell der bürgerlichen Kleinfamilie hat sich bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts durchgesetzt und prägte das relativ einheitliche Teilsystem Familie.

Meyer (1993) knüpft an die von Parsons entwickelte Erklärungslogik für die Entstehung der Kleinfamilie als Anpassung an die industriellen Gesellschaften

¹² Bereits in den 80er Jahren stellte Spiegel (1986) im Rahmen einer Untersuchung über neue Haushaltstypen in Hamburg den Bezug zum funktionalen Differenzierungsprozess her und bezeichnete neue Haushaltstypen als Ergebnis funktionaler Differenzierung.

¹³ Die folgende Ausführung, wenn nicht anders vermerkt ist, bezieht sich auf die Abhandlung von Meyer (1993).

an. Er betrachtete die Ausbreitung der von der bürgerlichen Kleinfamilie abweichenden Formen des Zusammenlebens als eine fortschreitende Entwicklung, und zwar mit einer internen Differenzierung. Aus dem Teilsystem Familie bilden sich nun neue Subsysteme heraus, die wiederum jeweils auf bestimmte Funktionen spezialisiert sind (ebd. S. 27). Da der bisherige Begriff Familie als Teilsystem die entstandene Typenvielfalt nicht mehr angemessen erfassen kann, wird das Teilsystem als Privatheit bzw. private Lebensformen bezeichnet.

Nach Meyer ergeben sich drei Subsysteme bzw. Privatheitstypen (ebd. S. 27-33): Der kindorientierte Privatheitstyp (z.B. eheliche Kleinfamilie, Alleinerziehende) ist auf die erzieherisch-sozialisatorische Funktion spezialisiert. Für den partnerschaftsorientierten Privatheitstyp (z.B. nichteheliche Lebensgemeinschaft, kinderlose Ehe) ist die Liebesbeziehung selbst strukturprägend.¹⁴ Und für den individualistischen Privatheitstyp liegt das Handlungsmuster stärker auf der Selbstverwirklichung und persönlichen Autonomie. Dazu gehören Alleinwohnende und Wohnungsgemeinschaften. Die dargestellten Differenzierungsmerkmale sind in den sachlichen und zeitlichen Handlungszusammenhängen dominierend. Aber es soll nicht unbeachtet bleiben, dass das private Zusammenleben noch eine Vielzahl von Funktionen für die Befriedigung der persönlichen Bedürfnisse erfüllt, wie z.B. stabile persönliche Beziehungen und Entfaltung der Persönlichkeit.

Als Ursachen für den steigenden Anpassungsdruck seitens des Teilsystems Familie hebt Meyer die zunehmenden Synchronisationserfordernisse zwischen der „Zeitrationalität“ der Familien und anderen gesellschaftlichen Teilsystemen hervor, die sich aus der wirtschaftlichen Dynamik, den institutionellen Regelungen und rechtlichen Vorgaben sowie dem Wandel der Geschlechterrollen ergeben (Spiegel 1986: 63ff.; Meyer 1993: 34-36). Die Zeitstrukturen der Teilsysteme wie Familie, Beruf, Bildung und Verwaltung und auch deren Veränderungen sind nicht immer aufeinander abgestimmt. Damit sind alternative Lebensformen entstanden, die flexiblere Zeitstrukturen haben und mit den verschiedenen und veränderlichen Zeitregimen der gesellschaftlichen Teilbereiche besser fertig werden können.¹⁵ Diese eher allgemein gefasste Erklärungslogik deckt, meines Erachtens, Becks Analyse. Im Vergleich zu Meyer betont Beck die Widersprüche zwischen den arbeitsmarktbedingten Anforderungen und dem privaten Le-

¹⁴ Wie in Kap. 2.1 bereits angeführt, gewinnen Kinder unter nichtehelichen Lebensgemeinschaften (NELG) an Bedeutung, insbesondere in Ostdeutschland. Und die NELG mit Kindern weisen, ähnlich wie die eheliche Familie, eine starke Kindorientierung auf. Aus den hier besprochenen Funktionsgesichtspunkten soll zwischen NELG mit und ohne Kinder unterschieden werden.

¹⁵ Die flexiblen Zeitstrukturen bestimmter Lebensformen, die ein besseres Anpassungsergebnis erzielen können, resultieren meines Erachtens erheblich aus den fehlenden Zeiterfordernissen in bestimmten Bereichen wie z.B. Versorgung für Kinder und andere. Die Voraussetzungen für die Zeitgestaltung sind ungleich.

ben. Das läuft in vieler Hinsicht auf Konfliktsituationen in Zeitstrukturen hinaus. Im Hinblick auf die raumzeitliche Organisation im Alltag ist beispielsweise der Tagesablauf der Schulkinder anders als die von Arbeitgebern gewünschten Erwerbszeiten der Eltern. Hinzu kommt, dass die Koordinierung verschiedener Zeiterfordernisse zum Teil eng mit räumlichen Bedingungen und insbesondere der Erreichbarkeit verbunden ist. Aus Gesichtspunkten der funktionalen Differenzierung müssten sich die gesellschaftlichen Teilsysteme gegenseitig anpassen. Demnach müssten sich die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen entsprechend ausdifferenzieren und damit neue Formen des privaten Zusammenlebens entstanden sein, ohne die Kleinfamilie völlig zu verdrängen.

Diskussionspunkte

Nachdem die Kernaussagen beider Erklärungsansätze zum Wandel der Lebensformen dargestellt wurden, sollen Schlussfolgerungen für weitere theoretischen Überlegungen und das empirische Vorgehen gezogen werden.

Erstens, obwohl in beiden theoretischen Ansätzen die Entwicklungstendenz von der Dominanz der bürgerlichen Kleinfamilie hin zur Ausdifferenzierung und Pluralisierung der Lebensformen diagnostiziert wurde, erweist sich Meyers Differenzierungstheorie gegenüber die Individualisierungsthese als vorteilhafter für eine empirische Überprüfung, denn sie beinhaltet ein klares Strukturmuster mit drei Privatheitstypen und erfasst die Vielschichtigkeit des privaten Zusammenlebens besser. Dagegen liefert Becks These keine realitätsnahe Aussage darüber, welche neuen Lebensformen genau an Gewicht gewinnen werden (Wagner 2008: 116-117). Um die Veränderungen der Lebensformen im Zusammenhang mit dem Forschungsziel empirisch zu prüfen, liefern beide Ansätze keinen praktischen Hinweis auf eine Lebensformkonzeption (vgl. Kap. 2.1).

Zweitens, die vorliegende Arbeit zielt auf die Frage ab, ob der Wandlungsprozess der Lebensformen zwischen verschiedenen sozialen Gruppen in der gleichen Richtung verläuft und welche Ungleichheitsstruktur sich abzeichnet. Trotz der fortschreitenden Modernisierung und Wohlstandssteigerung in der breiten Bevölkerung hat die Bedeutung der ungleichen Lebenschancen zwischen Bevölkerungsgruppen nichts an ihrer Aktualität eingebüßt.

Meyers theoretische Überlegung zur Differenzierung der Privatheit hat eine systematische Einbettung in die Ungleichheitsstrukturen ausgeblendet. Im Vergleich dazu setzt sich Becks Individualisierungskonzept mit Veränderungen in sozialen Ungleichheiten und im Geschlechterverhältnis auseinander. Es bleibt jedoch unbeantwortet, von welchen sozialen Gruppen die Differenzierung der Lebensformen bisher vorangetrieben ist.

In dem Zusammenhang hebt Diezinger (1991) die Wirksamkeit der individuellen Ressourcen für den Individualisierungsprozess hervor. Ihr zufolge ist die Freisetzung neben der gesellschaftlichen Entwicklung und Institutionellen Bedingungen, wie Beck ausführlich in der Individualisierungsthese analysiert hat, maßgeblich durch die persönlichen Ressourcen bestimmt. Auch wenn die Einzelnen ihre Lebensführung und Existenzform verstärkt in die eigene Hand nehmen sollen, ändert sich nicht, dass der Handlungsspielraum der Einzelnen objektiv durch die Verfügbarkeit über die materiellen und sozialen Ressourcen (Einkommen, Bildung und Macht etc.) eingeschränkt oder erweitert wird (ebd. S. 21).¹⁶ Hier präzisiert Diezinger Becks Aussage zur Ausdifferenzierung mit der eigenen These, dass es durch die Freisetzung „zu Ausdifferenzierungen innerhalb sozialer Lagen kommt, weniger jedoch zur Auflösung überindividueller Konstellationen von Lebensbedingungen“ der Menschen (ebd.). Mit dieser Erklärung ist davon auszugehen, dass die soziale Prägekraft der sozialen Lagen wie Klasse und Schicht für die Charakterisierung der Lebensbedingungen immer noch evident ist.

Der Unterschied zur Industriegesellschaft mit ausgeprägter Klassenbindung liegt meines Erachtens darin, dass die handlungsrelevanten Ressourcen nicht ausschließlich über die Klassenposition, sondern im Zuge der Bildungsexpansion und Arbeitsmarktentwicklung zunehmend über die Bildung ungleich verteilt sind. Die Berufsposition, welche in der Vergangenheit die Klassenzugehörigkeit bestimmte, ist heute eng mit der Bildung verbunden.¹⁷ In Anlehnung an Diezingers These kann folgende Annahme für die empirische Überprüfung zum Wandel der Lebensformen abgeleitet werden: Die Ausdifferenzierung der Lebensformen ist zwar bei der breiten Masse in Gang gesetzt, dennoch ist die Richtung der Differenzierung und das Ausmaß der Veränderungen hinsichtlich der Bildung ungleich.

Drittens, gesellschaftliche Integration und Lebenschancen der Individuen sind in stärkerem Maß vom Arbeitsmarkt und institutionellen Rahmenbedingungen abhängig, und das gilt im Prinzip für Männer wie für Frauen. Da Differenzen in den Rollenverständnissen zwischen Frauen und Männern bestehen, können sich Frauen mit der eigenen Situation anders auseinandersetzen und damit andere

¹⁶ Grundsätzlich erkennt Beck (1986) die Abhängigkeit der Individualisierung von individuellen Voraussetzungen an (S. 195). Aber es wurde nicht explizit benannt, wovon diese abhängen. Seine Argumentation, die sich auf die Veränderungen in strukturellen und institutionellen Rahmenbedingungen wie z.B. Arbeitsmarkt und Ausbildungssystem konzentriert, ist wenig differenziert. Selbst solche Vorgaben und Rahmenbedingungen wirken auf alle sozialen Gruppen weder in gleicher Art noch im gleichen Maß.

¹⁷ Heute stellt die Bildung zentrale Ressourcen für die materiellen Bedingungen und soziale Platzierung der Individuen dar (vgl. Geißler 2008). Diese hängen entscheidend vom Ausbildungstitel und damit verbundenen Arbeitserfolg ab.

Verhaltensmuster bei Entscheidungen über Lebensformen entwickeln als Männer. Daraus kann sich die Verteilungsstruktur der Lebensformen zwischen Frauen und Männern unterscheiden.

Viertens, in Deutschland wird zunehmend die Aufmerksamkeit auf die Lebensrealität und gesellschaftliche Teilhabe der Migrant/innen gelenkt. In Zusammenhang mit dem Modernisierungsprozess ist es sinnvoll zu fragen, welche Effekte die kulturelle Herkunft auf die Lebenschancen und Individualisierungsprozesse der Migrant/innen in einer Zuwanderungsgesellschaft wie Deutschland hat. Für die Fragestellung der vorliegenden Arbeit ist die für die empirische Analyse ausgewählte Datengrundlage SOEP für eine neben Geschlecht und Bildung nach ethnischer Zugehörigkeit differenzierte Betrachtung nicht geeignet. Aus diesem Grund wird dieser Aspekt im Weiteren nicht berücksichtigt.¹⁸

Fünftens, die dargestellten theoretischen Ansätze nehmen keinen Bezug zur Erklärung der Entwicklung in Ostdeutschland. Die ungleiche gesellschaftliche Entwicklung in dem geteilten Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg auf der einen Seite und die Veränderungen in den sozialen Transformationen zwei Dekaden nach der Wiedervereinigung auf der anderen Seite sprechen dafür, nun die Veränderungsverläufe beider Landesteile getrennt zu untersuchen, nicht nur im Hinblick auf den Wandel der Lebensformen, sondern auch insbesondere im Zusammenhang mit den räumlichen Arrangements der Erwerbsbevölkerung.

Zusammenfassend kann gesagt werden: Die Erklärungsansätze von Beck und Meyer liefern keine differenzierende Aussage zum Wandel der Lebensformen hinsichtlich der Kategorien Geschlecht und Bildung, welche für die Beschreibung der gesellschaftlichen Modernisierungsprozesse jedoch von hoher Relevanz sind.

2.3 Differenzierung im Wandlungsprozess der Lebensformen

Aus der vorherigen Diskussion über den Einfluss auf den Wandlungsprozess der Lebensformen kann geschlossen werden, dass die Verteilungsstruktur der Lebensformen nach Geschlecht und Bildung variieren soll. Im Folgenden werden

¹⁸ Aktuelle Untersuchungen zu Lebensformen der Migrant/innen beruhen auf der amtlichen Statistik Mikrozensus. Im Gender-Report 2005 wurde die Verteilungsstruktur der Lebensformen der ausländischen Bevölkerung geschlechterdifferenziert dargestellt. Gegenüber der deutschen Bevölkerung nimmt die traditionelle Lebensform mit Ehe und Kindern einen deutlich höheren Stellenwert ein. Hierbei ist ein Alterseffekt zu beachten. Die ausländische Bevölkerung ist wesentlich jünger. Eine umfassendere Analyse liefert die Studie „Der Mikrozensus im Schnittpunkt von Geschlecht und Migration“ (2009), die die Lebenslagen der Migrant/innen (Lebensformen, (Aus)bildung, Erwerbstätigkeit, Wohnsituation und Gesundheit) nach Geschlecht und Migrationsstatus differenziert nachgezeichnet hat.

theoretische Überlegungen fortgeführt, welche Differenzierungsmuster entstehen und wie die Unterschiede sich verändern. Die beiden Kategorien Geschlecht und Bildung zur Differenzierung werden für die westdeutsche Entwicklung aufgrund der Übersichtlichkeit getrennt behandelt. Abschließend wird auf die Entwicklungstendenz der Lebensformen in Ostdeutschland eingegangen.

Geschlecht und Lebensformen

Da Becks Individualisierungskonzept nicht darauf eingegangen ist, wie sich der Individualisierungsprozess bei Frauen und Männern unterschiedlich vollzieht, führt Diezinger (1991, 1993) den Begriff „kontrollierter Individualisierung“ von Frauen ein. Dabei sieht sie ein geschlechtsspezifisches Muster der Individualisierung. Demnach ist durch die zunehmende Erwerbsarbeit und -orientierung von Frauen die traditionelle Zuweisung der Rolle der Frau als Hausfrau allmählich in den Hintergrund gedrängt, und die Interessenlage der privaten Bindungen wie Partnerschaft und Familie ist unter den Frauen vielfältig geworden. Gleichzeitig wird in der Gesellschaft nach wie vor von Frauen erwartet, neben Erwerbsarbeit in der althergebrachten Rolle für Haus- und Fürsorgearbeit zuständig zu sein (vgl. 1993: 148). Im Vergleich dazu sind die Rollenerwartung und das Rollenverständnis von Männern in der Reproduktionsarbeit weder wesentlich verändert noch verbreitet. Die Einbindung in die Erwerbsarbeit bedeutet deshalb für Frauen keine Entlastung aus den traditionellen Rollenanforderungen in der Reproduktionsarbeit. Damit werden unterschiedliche Wege gewählt: Viele streben danach, beide sich widersprechenden Anforderungsbereiche miteinander zu vereinbaren. So wird sich tendenziell für weniger Kinder entschieden. Aber andere Lebensformen wie z.B. das Alleinleben, ohne Partnerschaft, oder ohne Kinder gelten auch zunehmend als Alternative.

Im Hinblick auf die Individualisierung sind Frauen mit einer anderen Anforderungsstruktur konfrontiert als Männer und ihre Realisierungschancen stellen sich aufgrund der Doppelbelastung auch anders dar. Durch die Erwerbseinbindung können sich für Frauen Spielräume und Chancen zur Individualisierung, z.B. zur Freisetzung aus traditionellen Frauenrollen und Familienversorgungszusammenhängen öffnen. Diese setzen allerdings eine eigene Existenzsicherung über die Erwerbsarbeit voraus. Hierbei sind geschlechtsspezifische Berufssegmentierung, eingeschränkte Verfügbarkeit der eigenen Arbeitskraft aufgrund der familialen Orientierung und Schließungsprozesse auf dem Arbeitsmarkt¹⁹ we-

¹⁹ Die Benachteiligung der Frauen zeichnet sich z.B. durch den schwereren Übergang in die Berufsausbildung und in den Beruf, eingeschränkte Aufstiegschancen durch reduzierten Arbeitsumfang und Erwerbsunterbrechungen aufgrund der familialen Orientierung aus.

sentliche Barrieren, die die Realisierungschance der Individualisierung bei Frauen einschränken (Diezinger 1991: 51-53; Gottschall 2000: 258f.). So kann beispielsweise das Alleinleben ohne Partner für Frauen, unter der Voraussetzung der eigenen Existenzabsicherung, mit einem höheren Risiko verbunden sein als für Männer. Dies könnte dann einen Einfluss auf ihre Entscheidungen über eine Partnerschaft haben. Auch aufgrund der Doppelorientierung ist die Verfügbarkeit zeitlicher Ressourcen (Zeit für einzelne Tätigkeiten *und* Distanzüberwindung) für Frauen kritischer anzusehen als für Männer.

Neben den strukturellen Bedingungen verweist Diezinger (1991) noch auf die Bedeutung der persönlichen Einstellung und Orientierung für die Ausschöpfung der gegebenen Handlungsalternativen hin (S. 22). Mit Blick auf die Wahl der Lebensform gibt es bereits empirische Hinweise auf die geschlechtsspezifischen Unterschiede in den Einstellungen und Motivationen zur Elternschaft und Partnerschaft (z.B. Eckhard/Klein 2007; Heß-Meining/Tölke 2005, Hirsland/Leuze 2010). Zu nennen sind: Frauen bevorzugen in stärkerem Maße eine moderne und individualistische Orientierung in partnerschaftlichen Beziehungen als Männer (Hirsland/Leuze 2010: 204). Das bedeutet, dass Frauen in der Partnerschaft zunehmend ihre Interessen in die Entscheidungen einbringen und durchsetzen wollen. Außerdem messen Frauen immateriellen Beweggründen eine höhere Bedeutung für die Elternschaft bei als Männer (Eckhard/Klein 2007: 281).²⁰ Dagegen ist das Motiv der Paarbindungsfunktion gemeinsamer Kinder bei Männern stärker ausgeprägt, was darauf schließen lässt, dass für eine Entscheidung zur Familiengründung der partnerschaftliche Kontext bei Männern von höherer Relevanz ist (Eckhard/Klein 2006: 85).

Aus den genannten Gründen: ungleiche Anforderungsstruktur und Wertevorstellung zwischen Frauen und Männern ist es naheliegend anzunehmen, dass der Wandel der Lebensformen ein geschlechtsspezifisches Muster aufweist: Frauen können sich weniger stark als Männer aus familialen Bindungen herauslösen, auch unabhängig vom partnerschaftlichen Kontext. Hinzu kommt, dass aufgrund der persistenten Rollenerwartung die Geschlechterunterschiede über die Zeit stabil bleiben.

Ein Zeitvergleich der Lebensformen unter geschlechtsspezifischer Perspektive liegt empirisch noch selten vor. In der Regel ist entweder Kinderlosigkeit oder Partnerlosigkeit Untersuchungsgegenstand, bei dem die Haushaltszusam-

²⁰ In dieser Studie wurden immaterielle Beweggründe über die Zustimmung zu den Fragen ermittelt: „Kinder machen das Leben intensiver und erfüllter“, „Kinder im Haus zu haben und sie aufwachsen zu sehen, macht Spaß“, „Kinder geben einem das Gefühl, gebraucht zu werden“. Auch im Hinblick auf Kinderwünsche gibt es einen Unterschied zwischen Frauen und Männern. Im Rahmen der Umfrage des Institutes für Demoskopie Allensbach in 2004 nannten kinderlose Frauen zwischen 18 und 44 Jahren deutlich häufiger als gleichaltrige kinderlose Männer, dass sie Kinder haben möchten (vgl. Heß-Meining/Tölke 2005: 242).

mensetzung, also andere Haushaltsmitglieder außer Acht bleibt. Dadurch wird erschwert, Lebensformen mit wohnbezogenen Fragestellungen wie in der vorliegenden Arbeit zu verknüpfen.

In Bezug auf familiäre Lebensformen gibt der Gender-Datenreport ein aktuelles Bild über die Geschlechterunterschiede der Lebensformen wieder. In der familienintensivsten Phase, etwa im Alter von 30 bis 44 Jahren, leben in Westdeutschland deutlich mehr Frauen mit Kindern im Haushalt als Männer (Heß-Meining/Tölke 2005: 248f.). Hintergrund dafür kann bilden, dass die Familienphase der Männer stärker in das fortgeschrittene Alter hineinreicht. Auch im Kohortenvergleich hat die Kinderlosigkeit bei Männern zugenommen (Schmitt 2005: 22-24). Die höhere Bedeutung der Eltern-Kind-Gemeinschaften bei Frauen im mittleren Alter ist zu einem auf den höheren Anteil in Paargemeinschaft, zu anderem auf die alleinerziehenden Frauen zurückzuführen. Alleinerziehendsein ist ein weibliches Phänomen und die Geschlechterverteilung hat sich seit den 1970er Jahren wenig verändert (ebd. S. 253). Das ist Ausdruck der fortbestehenden Frauenrolle in der Familienfürsorge.

In Bezug auf die Paarbeziehungen hat sich nach Lengerer (2011) das Leben ohne Partner im Haushalt im jüngeren Alter seit den 60er Jahren ausgebreitet (S. 124ff.), wobei es nicht mit der zunehmenden Partnerlosigkeit unter jüngeren Menschen gleichzusetzen ist. Im höheren Alter ist sein Anteil jedoch rückläufig, vor allem bei Frauen seit den 80er Jahren.²¹ Die Geschlechterunterschiede sind darin zu sehen, dass Frauen bis 45 Jahren in stärkerem Maße mit dem Partner im Haushalt zusammenleben als Männer. Und im fortgeschrittenen Alter, insbesondere ab 61 Jahren, ist das partnerschaftliche Zusammenleben bei Frauen zum Teil aufgrund der höheren Wahrscheinlichkeit, ihren Partner zu überleben, weniger verbreitet als bei Männern. Stattdessen leben sie häufiger allein, und zu einem großen Teil noch in der aus der Familienphase angestammten Wohnung. Damit ist davon auszugehen, dass der Wohnstandort selbst bei Alleinwohnenden hinsichtlich des Alters und Lebensverlaufs unterschiedlich sein kann. Insgesamt verdeutlichen die empirischen Befunde, dass die geschlechtsspezifischen Unterschiede in den Lebensformen eng mit dem Alter verbunden sind.

²¹ Das ist dadurch erklärbar, dass der kriegsbedingte Männermangel über die Zeit eine abnehmende Rolle für die Partnerlosigkeit der Frauen spielt. Nach Lengerer (2011) ist in den letzten vier Jahrzehnten keine deutliche Tendenz zur Partnerlosigkeit (d.h. Leben ohne Partner im Haushalt) bei Frauen und Männern in Westdeutschland festzustellen. Wird die gesamte Erwachsenenbevölkerung betrachtet, leben Frauen häufiger ohne Partner im Haushalt als Männer.

Bildung und Lebensformen

Mit der Bildung eng verbunden sind die verfügbaren Kompetenzen und Ressourcen. Aber auch individuelle Präferenzen und Einstellungen zur Lebensgestaltung werden von dem Faktor Bildung beeinflusst (Huinink 2000: 219). Es ist mehrfach nachgewiesen, dass die Bildungschancen in Deutschland stark von der Herkunftsfamilie beeinflusst werden. Die elterliche Ausbildung ist nach wie vor entscheidend für den Bildungserfolg der Kinder, insbesondere bei höherer Bildung wie Gymnasium und Hochschule, ebenso deren Sozialisation wie z.B. Werteorientierung. Aus diesem Grund ist die Bildungsherkunft genauso wie die erreichte Qualifikation als relevante individuelle Handlungsressource zu verstehen.

Zur Erklärung von Haushaltsentscheidungen, wie z.B. Bildung und Auflösung von partnerschaftlichem Zusammenleben und Entscheidung zur Familiengründung, aber auch Erwerbsarbeit der Haushaltsmitglieder, ist Beckers Theorie der Familienökonomie (1981) heranzuziehen.²² Dabei sind drei Annahmen grundlegend. Erstens, wie übliche ökonomische Ansätze haben alle Handlungen zum Ziel, den Haushaltsnutzen zu maximieren. Zweitens, die Präferenzen bleiben gleich. Hierbei ist nicht das Individuum, sondern der Haushalt die ökonomische Grundeinheit. Daher bleiben Interessen einzelner Haushaltsmitglieder und verschiedener Haushalte unberücksichtigt (Becker 1982: 3). Drittens, die Nutzenmaximierung kann besser erreicht werden, indem Ressourcen und Fähigkeiten in einem gemeinsamen Haushalt zusammengelegt werden und eine haushaltsinterne Spezialisierung in der Arbeitsverteilung durchgeführt wird. Bestimmte „Familiengüter“ (Ott 1998: 68) wie z.B. Bedürfnis nach Elternschaft und Liebesbeziehungen können üblicher Weise nur im gemeinsamen Haushalt hergestellt und nachgefragt werden (Becker 1981: 7-8).

Beckers Argumentation für eine geschlechtsspezifische Spezialisierung nach dem traditionellen Muster beruht ursprünglich auf der historisch konstruierten, ungleichen Humankapitalausstattung zwischen dem Mann und der Frau und damit ungleicher Produktivität in der Erwerbsarbeit und bei der Herstellung von Haushaltsgütern, also einem größeren Nutzen, wenn der Mann auf Erwerbsarbeit und die Frau auf Hausarbeit und Kindererziehung spezialisiert ist. Die Produktivität in der Erwerbsarbeit bestimmt das Konsumniveau des Haushaltes über den Erwerb von Marktgütern und Dienstleistungen.

Grundsätzlich ist diese Produktivität und damit die Höhe des Erwerbseinkommens vom Bildungsniveau abhängig. Für Frauen entstehen Opportunitäts-

²² Beckers theoretische Überlegungen haben sich zwar auf das Heiratsverhalten bezogen. Mit dem Grundgedanken über die Produktionsgemeinschaft im gemeinsamen Haushalt kann der Ansatz aber auch für zusammenlebende Partnerschaften verallgemeinert werden (Lengerer 2011).

kosten aus der für die Haus- und Familienarbeit eingesetzten Zeit, weil sie auf eine Erwerbsarbeit verzichten. Damit hängt die Höhe der Opportunitätskosten auch vom Bildungsniveau ab. Für Frauen mit hoher Bildung sind die Opportunitätskosten der Haus- und Familienarbeit hoch. Deshalb kann angenommen werden, dass sich das Bildungsniveau der Frauen auf das Eingehen einer Paargemeinschaft und Elternschaft negativ auswirkt.

Die Bildungsselektivität aus familienökonomischer Sicht muss noch im Kontext des Paarbildungsverhaltens betrachtet werden. Die Lebensform ohne Partner/in oder ohne Kinder ist nicht immer unmittelbare Folge von rationalen Entscheidungen, wie Becker annahm. Ein Partner mit gewünschten Eigenschaften muss erst gefunden werden. Unter der vorherrschenden Geschlechterordnung galt die normative Vorstellung bei der Partnerwahl, dass Frauen einen status- bzw. bildungshöheren Partner bevorzugen. Für Männer mit besonders niedriger Bildung wäre das Zusammenleben mit einer Partnerin im Sinne des Kostensparens immer ökonomisch vorteilhaft. Aber aufgrund ihres schlechten Einkommenspotentials haben Männer mit niedriger Bildung als Partner weniger Chancen auf dem Partnermarkt (Huinink/Konietzka 2007: 174; Lengerer 2011: 68).²³ Umgekehrt wirkt für Frauen ihr hohes Bildungsniveau negativ. Hinsichtlich der Ressourcenausstattung sind sie auf dem Partnermarkt nicht weniger attraktiv, aber ein Partner mit einem niedrigeren Bildungsstatus stellt für sie in der Regel keine Alternative dar.

Aus den bisherigen Überlegungen kann von bildungsspezifischen Unterschieden in der Ausbreitung der Lebensformen ausgegangen werden, wobei die Unterschiede in der Wirkung der Bildung geschlechtsspezifisch sind. Demnach sollte sich das Bildungsniveau bei Frauen insgesamt positiv auf die Differenzierung der Lebensformen auswirken. Aufgrund der höheren Opportunitätskosten und besseren Chancen zur ökonomischen Unabhängigkeit und nicht zuletzt wegen der Restriktionen bei der Partnersuche ist davon auszugehen, dass Frauen mit höherer Bildung in größerem Maße allein wohnen oder keine Kinder im Haushalt haben. Für Männer sollte die Höhe des Bildungsniveaus die Neigung zur Paargemeinschaft und Elternschaft dagegen begünstigen, denn für die Bedeutung des Bildungsgrads ist bei Männern mit dem Einkommenspotenzial zu argumentieren. Männer mit höherem Bildungsniveau könnten größere komparative Vorteile nutzen und es könnte auf das Erwerbseinkommen der Frau verzichtet werden (Klein/Eckhard 2005: 152). Hinzu kommt ihre größere Attraktivität auf dem Partnermarkt. Folglich kann angenommen werden, dass Männer mit hoher Bildung häufiger mit einer Partnerin und Kindern im Haushalt leben, während

²³ Das gilt auch für das Trennungsrisiko. Nach Lengerer (2011) soll die Neigung zur Auflösung des partnerschaftlichen Zusammenlebens bei Frauen mit dem Bildungsniveau steigen; bei Männern mit einem hohen Bildungsniveau sinkt dagegen das Risiko.

Männer mit niedriger Bildung bei ihrer Partnersuche zu einem höheren Anteil partnerlos und kinderlos bleiben.

Im Folgenden stellt sich die Frage: Wie hat sich die Bildungsselektivität über die Zeit verändert?

Im Zuge der gesellschaftlichen Modernisierung sind ökonomische Anreize zur Paargemeinschaft und Familiengründung in Bewegung geraten. Mit der Angleichung des Bildungsniveaus und den verbesserten Berufschancen von Frauen beruht die ökonomische Attraktivität der Paargemeinschaft immer weniger auf den komparativen Vorteilen durch geschlechtsspezifische Arbeitsteilung. Zudem hat sich der Trend zur Bildungshomogamie, also beide Partner mit dem gleich hohen Bildungsniveau, durchgesetzt (Blossfeld/Timm 1997; Blossfeld/Dronić/Rohwer 2001; Wirth 2007: 167). So erscheint die traditionell geschlechtsspezifische Arbeitsteilung aus ökonomischen Überlegungen immer weniger sinnvoll. Dagegen werden die Zusammenlegung von individuellen Ressourcen, das gemeinsame Wirtschaften und damit ein höheres Niveau in der materiellen Versorgung wichtiger (Lengerer 2011: 55). Zunehmend orientiert sich die Neigung der Partnerwahl der Männer auch am Einkommenspotential der Partnerin. Dies verstärkt einerseits die Tendenz der Bildungshomogamie bei der Partnerwahl. Andererseits scheinen Frauen ohne Ausbildungsabschluss wie Männer mit niedrigem Bildungsniveau, tendenziell auf dem Partnermarkt benachteiligt zu werden (Huinink 2000: 218; Lengerer 2011: 73).

Des Weiteren hat sich die Organisation und Produktivität der Haushaltsproduktion verändert. Mit der wirtschaftlichen und technischen Weiterentwicklung kann die Haushaltsproduktion effizienter getätigt oder verstärkt durch die Nutzung von Marktgütern und Dienstleistungen ersetzt werden. Dadurch sinken die Opportunitätskosten der Hausarbeit für Frauen. Die Bedeutung des haushaltsspezifischen Humankapitals ist in den Hintergrund geraten. Stattdessen ist der Zeiteinsatz für die Erwerbsarbeit zur Steigerung des Haushaltseinkommens zunehmend ertragreicher (Ott 1998: 70). Aus diesem Grund profitieren nicht nur Frauen sondern auch Männer von der Investition in das marktbezogene Humankapital von Frauen. Ist das Argument der sinkenden komparativen Vorteile für Männer und der sinkenden Opportunitätskosten für Frauen richtig, sollten die bildungsspezifischen Unterschiede in der Neigung zur Paargemeinschaft bei Frauen und Männern schwächer werden.

Im Gegensatz zur Hausarbeit werden Substitutionsmöglichkeiten für familienbezogene Aufgaben wie Kinderbetreuung in (West)Deutschland in geringem Umfang genutzt. Wesentliche Gründe sind geringe Verfügbarkeit und Akzeptanz von außerfamiliärer Kinderbetreuung und -erziehung, vorherrschende geschlechtsspezifische Rollenbilder und wenig familienfreundliche Arbeitszeitregelungen (Wirth 2007: 170-173). Für viele stellt die Vereinbarkeit von Familie

und Beruf einen wesentlichen Konflikt dar. So gehen die Entscheidungen für die Familiengründung bei Frauen in der Regel mit dem zeitweisen Verzicht auf die Erwerbstätigkeit oder der Zurückstellung der eigenen Berufsambition einher. Wie oben erläutert, müssten sich Frauen mit hohem Bildungsniveau aufgrund der hohen Opportunitätskosten der Familienarbeit und Kindererziehung häufiger gegen Kinder oder für weniger Kinder entscheiden als Frauen geringerer Bildung. Aber auch Frauen mit niedrigem Bildungsniveau könnten nun aufgrund des geringen Einkommenspotentials und der zunehmenden Benachteiligung bei der Partnersuche geringere Chancen haben als früher, eine familiäre Lebensform zu verwirklichen. So könnte sich der lineare Zusammenhang der kinderlosen Lebensformen mit dem Bildungsniveau der Frauen abgeschwächt haben.

Für Männer könnten Opportunitätskosten im Fall der Elternschaft ebenfalls zunehmen, wenn ihre Partnerinnen ein höheres Einkommenspotential haben und mehr Beteiligung an der Haus- und Familienarbeit von ihnen erwartet und ihre beruflichen Ambitionen z.B. aufgrund der Flexibilitätserfordernisse eingeschränkt werden (Wirth 2007: 173). Damit würde umso wahrscheinlicher, auf die Familiengründung zu verzichten, wenn beide Partner ein hohes Bildungsniveau aufweisen.

Im Unterschied zum Ansatz der Familienökonomie, der von vergleichbaren und konstant bleibenden Präferenzen ausgeht, haben aus soziologischer Perspektive individuelle Dispositionen ebenfalls einen Einfluss auf die Entscheidungen. Huinink (2000) unterstreicht, dass der Faktor Bildung nach wie vor individuelle Präferenzen und Vorstellungen im Zusammenhang mit Lebensplanung und -gestaltung prägt. Im Hinblick auf die Elternschaft und Partnerschaft steigt das Anspruchsniveau mit höherem Bildungsniveau (S. 219). Das bedeutet, dass Entscheidungen über Partnerschaft und Elternschaft bei höher Gebildeten in stärkerem Maße reflektiert werden. Nach Eckhard und Klein (2007) gibt es beispielsweise nicht nur, wie oben erwähnt, Unterschiede in der Motivationsstruktur zwischen Frauen und Männern, sondern der Bildungseffekt tritt bei Frauen und Männern auch nicht in gleicher Weise ein. Demnach sind immaterielle Beweggründe für Frauen bedeutsamer als für Männer, wobei die Wahrnehmung dieser Gründe²⁴ mit der Höhe des formalen Bildungsniveaus der Frauen absinkt (S. 290-291).²⁵ Bei Männern ist dieser Zusammenhang dagegen nicht zu erkennen. Hierbei wird nur ein Teilaspekt der Beweggründe hinsichtlich des Geschlechtes

²⁴ Das bezieht sich auf die Zustimmung zu Aussage, dass Kinder das Leben erfüllter und intensiver machen.

²⁵ Die Autoren fanden heraus, dass Frauen mit einem niedrigen Bildungsniveau – im Gegensatz zu den haushaltsökonomischen Überlegungen – ihre berufsbezogenen Opportunitätskosten in genau so hohem Ausmaß wahrnehmen wie Frauen mit hoher Bildung (2006: 102-103). Aber die Verhaltensrelevanz sei vermutlich höher bei den Höhergebildeten (ebd. S. 174-175).

und des Bildungsgrads verglichen, ohne dessen Gewichtung in der gesamten Präferenzstruktur zu bemessen. Daraus kann nicht unmittelbar gefolgert werden, wie sich die Neigung zur Elternschaft zwischen den Bildungsgruppen unterscheidet.

Insgesamt deuten die bisherigen Überlegungen darauf hin, dass der Einfluss des Bildungsniveaus auf die Lebensformen der Frauen und Männer immer noch wirksam bleibt. Allerdings hat sich der Bildungseffekt teilweise verändert. Dies wird im Folgenden noch anhand des empirischen Befunds diskutiert.

Es liegen zahlreiche quantitative Analysen zum Einfluss der Bildung auf die Lebensformen in Deutschland vor. Die meisten Untersuchungen liefern eine Momentaufnahme, und dabei wird entweder Elternschaft oder Partnerschaft analysiert. Aufgrund der unterschiedlichen Typisierung der Lebensformen sind die beobachteten Bildungsdifferenzen nicht direkt vergleichbar.

Zunächst zu familialen Lebensformen. Werden Kinder im Haushalt betrachtet, zeigen sich die Bildungsdifferenzen in familialen Lebensformen in drei Punkten.

Erstens, mit den bisherigen Überlegungen übereinstimmend haben Frauen mit höherem Bildungsniveau häufiger keine Kinder im Haushalt als Frauen geringerer Bildung. Unter Berücksichtigung westdeutscher Frauen²⁶ verdeutlichen Huinink und Konietzka (2007), dass der geringere Anteil der Frauen ohne Kinder bei beruflich nicht Qualifizierten in den letzten drei Jahrzehnten (1976-2004) überproportional gestiegen ist und den Anteil bei Frauen mit einer beruflichen Ausbildung überholt hat (S. 175). Das Ergebnis bestätigt die oben genannten Überlegungen, dass sich der Zusammenhang der kinderlosen Lebensformen bei Frauen von einem linearen hin zum u-förmigen Muster entwickelt hat.

Zweitens, in Bezug auf die Anzahl der Kinder zeigt sich im Allgemeinen eine zunehmende Kinderlosigkeit in Westdeutschland. Nach Dorbritz (2003) ist der Anteil der kinderlosen Frauen, im Vergleich von Geburtsjahrgängen zwischen 1950 und 1966, stark gestiegen (S. 405-406). Gleichzeitig hat sich der Anteil der Frauen mit einem Kind oder mit drei und mehr Kindern deutlich reduziert. Der Rückgang des Anteils der Frauen mit zwei Kindern ist vergleichsweise gering. Das bedeutet, dass neben der Kinderlosigkeit ein Trend zur geringeren Zahl der Kinder in Familienhaushalten besteht. Die Verteilungsstruktur nach der Zahl der Kinder im Haushalt variiert aber nach dem Bildungsniveau. Bei Frauen mit hohem Bildungsniveau bildete sich ein ausgeprägt zweigipfeliges Verteilungsmuster heraus (Huinink 2000; Huinink/Konietzka 2007). Demnach leben Frauen mit einem Hochschulabschluss mit einem relativ hohen Anteil ohne Kinder bzw. mit zwei Kindern im Haushalt, der Anteil mit einem Kind ist dagegen

²⁶ Einbezogen werden westdeutsche Frauen im Alter von 38 bis 39 Jahren. Für Frauen mit einem Hochschulabschluss gilt das Alter von 40 bis 41 Jahren.

geringer. Wird das Alter von 35 bis unter 40 Jahren berücksichtigt, zeigt die Studie von Grünheid (2003), dass in Westdeutschland der Anteil der Akademikerinnen ohne Kinder im Haushalt zwischen 1991 und 2001 hauptsächlich durch den Rückgang der Akademikerinnen mit zwei und mehr Kindern gestiegen ist. Die zeitlichen Veränderungen lassen darauf schließen, dass sich höher gebildete Frauen aufgrund des hohen Anspruchs an das Familienleben, der Unvereinbarkeit von Beruf und Familie und damit hoch bleibenden Opportunitätskosten der Familienaufgaben tendenziell gegen Kinder oder für weniger Kinder entscheiden.

Drittens, unter Alleinerziehenden (d.h. allein mit Kindern im Haushalt) sind beruflich nicht qualifizierte Frauen überproportional vorzufinden, dabei ist der Anteil mit zwei und mehr Kindern besonders hoch (vgl. Dorbritz 2003: 413). Dies scheint den familienökonomischen Überlegungen zu widersprechen. Aufgrund ihrer geringen Aussichten auf dem Arbeitsmarkt und damit der geringen Chancen für eine eigenständige Existenz über die Erwerbsarbeit müssten sie im Fall der Elternschaft eine größere Neigung haben, in der Paargemeinschaft zu bleiben.

Aus den wenigen Untersuchungen über die Kinderlosigkeit von Männern lässt sich zusammenfassen: Nach wie vor wirkt sich ein besonders niedriges Bildungsniveau von Männern negativ auf eine familiäre Lebensform aus. Der Anteil dauerhaft Kinderloser bzw. der Anteil der Männer ohne Kinder im Haushalt ist bei beruflich nicht Qualifizierten besonders hoch (z.B. Schmitt 2005: 26f.; Heß-Meining/Tölke 2005: 257). Auch höhere berufliche Unsicherheiten im Lebenslauf in Form von Erwerbsunterbrechungen sind für das höhere Risiko zur Kinderlosigkeit mit verantwortlich (Tölke/Diewald 2003: 374). Das wirkt sich auch bei den in einer Paargemeinschaft lebenden Männern aus (Wirth 2007: 189). Ansonsten sind Bildungsunterschiede bei Männern wenig eindeutig. Im Paarkontext scheint der familienökonomische Erklärungsansatz bestätigt zu sein. Wirth (2007) hat gezeigt, dass bei Paaren mit mindestens einem Partner bzw. einer Partnerin mit Hochschulabschluss die traditionelle Bildungsstruktur mit einem höher gebildeten Mann ein signifikant niedrigeres Risiko aufweist, in einer kinderlosen Paargemeinschaft zu leben, als andere Bildungskonstellationen. Und höher gebildete Frauen verzichten aufgrund der Berufstätigkeit mit einer höheren Wahrscheinlichkeit auf die Familiengründung, auch wenn sie in einer Paargemeinschaft leben (ebd. S. 191-192).

Im Hinblick auf partnerschaftliche Lebensformen hat Lengerer (2011) für Frauen einen stark positiven Effekt des Bildungsniveaus auf die Partnerlosigkeit (d.h. ohne Partner/in im Haushalt) in Westdeutschland bestätigt. Aber in den jüngeren Kohorten fällt der Effekt etwas schwächer aus als in den älteren. Da das Risiko zur Partnerlosigkeit für beruflich nichtqualifizierte Frauen deutlich stärker

ansteigt, hat es dazu geführt, dass das Risiko zur Partnerlosigkeit bei Frauen mit mittleren Bildungsabschlüssen am geringsten ist (ebd. S. 188). Bei Männern ist die Verbreitung der Partnerlosigkeit stärker als bei Frauen. Es zeichnet sich ebenfalls kein linearer Zusammenhang zwischen der Partnerlosigkeit und dem Bildungsgrad ab. Allerdings sind die Unterschiede nach Bildungsniveau, im Vergleich zu Frauen, schwächer ausgeprägt. Männer ohne Berufsabschluss weisen ein dauerhaft erhöhtes Risiko auf, ohne Partner im Haushalt zu leben. Anders als bei Frauen hat sich das Muster des Bildungseffektes bei Männern über die Zeit kaum verändert. Da die Partnerlosigkeit in dieser Untersuchung auf dem fehlenden Partner bzw. der fehlenden Partnerin in einem gemeinsamen Haushalt basiert und die tatsächliche Partnerlosigkeit überschätzt werden kann, müssen für die anstehende empirische Überprüfung Paarbeziehungen im getrennten Haushalt (LAT) aus den Single-Haushalten ausgeschlossen werden.

Wandel der Lebensformen in Ostdeutschland

Bisher beziehen sich die Überlegungen auf die westdeutsche Entwicklung. Im Folgenden soll auf den Wandel der Lebensformen in Ostdeutschland im Hinblick auf geschlechts- und bildungsspezifische Differenzen fokussiert werden. Die folgende Ausführung stützt sich wesentlich auf die Studie von Scheller (2005).

Die heute beobachteten Differenzen zwischen Ost- und Westdeutschland sind wesentlich auf den ungleichen Verlauf im geteilten Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg zurückzuführen. Hinzu kommt, dass in Ostdeutschland nach der Wiedervereinigung radikale gesellschaftliche Veränderungen in den sozialen Transformationsprozessen stattgefunden haben, während sich in Westdeutschland die bisherige Entwicklungsrichtung fortsetzt.

In der DDR bestand die ideologische Aufwertung von Ehe und Familie bis in die 80er Jahre fort. Dabei wurde das Festhalten an Familien insbesondere durch die staatliche Wohnraumlentung konsequent aufrechterhalten (vgl. Scheller 2005: 81-95). Die Wohnungsvergabe erfolgte im engen Zusammenhang mit der Familiengründung. So hatte die Ausdifferenzierung der Lebensformen in der DDR gegenüber der BRD nur in begrenztem Umfang stattgefunden. Im Gegensatz zum bürgerlichen Familienideal in der frühen BRD war das sozialistische Familienleitbild der DDR durch zwei berufstätige Elternteile und Kinder gekennzeichnet. Die ökonomische Existenz war über die relativ stabile Erwerbsbiographie der Einzelnen abgesichert, und zwar für eine breite männliche *und* weibliche Bevölkerung (vgl. Wagner/Schupp 1991: 190-192). Zur Durchsetzung dieser Orientierung wurde die Doppelrolle der Frauen (Erwerbs- und Familienarbeit) durch Auslagerung der Kindererziehung und -betreuung in staatlich orga-

nisierter Institutionen maßgeblich entlastet, ohne dass die traditionelle Geschlechterordnung grundlegend auseinander gebrochen worden ist. In der DDR folgte die Aufteilung der Familien- und Hausarbeit einem geschlechtsspezifischen Rollenmuster. Frauen erledigten trotz der Vollzeittätigkeit den großen Teil der Hausarbeit (vgl. Nickel 1993: 245).

Im Zuge der Systemtransformation nach der Wende wird die ökonomische Situation wie in Westdeutschland wesentlich von der Produktivität der individuellen Arbeitskräfte bestimmt. Allerdings sind die Bedingungen für die Wahl der Lebensform bei Frauen im Osten aufgrund ihrer nach wie vor hohen Erwerbsorientierung und der geringen Opportunitätskosten durch die umfassende Infrastruktur für Kinderbetreuung stärker mit dem individuellen Einkommenspotential verbunden als bei Frauen im Westen. Fehlende Erwerbschancen der Frauen wirken wie bei Männern benachteiligend. Aus diesem Grund sind nicht-konventionelle Lebensformen in Ostdeutschland, auch bei Frauen, „etwas häufiger eine aus ökonomischer Not geborene Lebensform“ (Scheller 2005: 191).

Durch den Umbruch haben sich die Lebensformen in Ostdeutschland in einer höheren Geschwindigkeit ausdifferenziert als in Westdeutschland. Außerdem sind die Geschlechterunterschiede hinsichtlich der Lebensformen ohne Partner/in oder Kinder im Haushalt zum Teil aufgrund des selektiven Wanderungsverhaltens und des damit verbundenen Männerüberschusses stärker ausgeprägt. Auf der Grundlage des Mikrozensus²⁷ kann gezeigt werden, dass Männer im jungen und mittleren Erwachsenenalter (30 bis 44 Jahre) in Ostdeutschland, im Vergleich zu Westdeutschland, mit einem größeren Abstand häufiger ohne Partnerin im Haushalt leben als Frauen. In diesem Alter leben Frauen im Osten nicht nur häufiger mit Partner und Kindern als Frauen im Westen, sie sind auch vergleichsweise häufiger allein erziehend.

In Bezug auf das partnerschaftliche Zusammenleben stellt Lengerer (2011) fest, dass der Anteil der Männer ohne Partnerin im Haushalt in einem negativen Zusammenhang zum Bildungsniveau steht (S. 201). Demnach haben beruflich nichtqualifizierte Männer eine deutlich höhere Wahrscheinlichkeit, ohne Partnerin im Haushalt zu leben. Bei Frauen im Osten wirkt das hohe Bildungsniveau, im Unterschied zu Frauen im Westen, nicht risikosteigernd, sondern Frauen ohne beruflichen Abschluss haben aufgrund des geringen ökonomischen Potentials das höchste Risiko, ohne Partner im Haushalt zu leben (ebd. S. 203-204). Das trifft

²⁷ Anhand des Mikrozensus 2004 kann errechnet werden, dass in Ostdeutschland Männer im Alter zwischen 30 und 44 Jahren zu 34 % ohne Partnerin im Haushalt lebten, dagegen Frauen zu 25 %. Der Geschlechterunterschied in Westdeutschland von sechs Prozentpunkten war geringer. Im Osten lebten Frauen in dieser Altersspanne zu 80 % mit Kindern im Haushalt, im Vergleich dazu lag der Anteil im Westen bei 69 % (Quelle: Mikrozensus 2004 aus: Heß-Meining/Tölke 2005: Tab. A 4.2 und A 4.3, S. 742-743).

auch auf die kinderlosen Lebensformen zu. Nach Grünheid (2003) ist der Anteil der Frauen ohne Kinder im Haushalt bei beruflich nicht Qualifizierten am höchsten, erst in der jüngeren Zeit hat der Anteil der kinderlosen Lebensformen bei Akademikerinnen deutlich zugenommen (S. 7).

Zusammenfassend lässt sich festhalten: Der bisherige empirische Befund deutet darauf hin, dass sich der Einfluss des Geschlechtes und des Bildungsniveaus auf die Lebensformen über die Zeit verändert hat. Zudem hat sich eine eigene Dynamik in Ostdeutschland vollzogen. Damit ist der Wandel der Lebensformen von den Bevölkerungsgruppen weder in gleichem Ausmaße noch in gleicher Richtung vorangetrieben worden.

2.4 Zwischenfazit

Aus den theoretischen Überlegungen und empirischen Forschungsergebnissen lässt sich der Wandel der Lebensformen in Bezug auf veränderte Wohnbedürfnisse zusammenfassen.

Seit über 30 Jahren hat eine Ausdifferenzierung der Lebensformen in der Bevölkerung stattgefunden. Der Rückgang im Zusammenleben mit Partner/in und Kindern im gemeinsamen Haushalt steht der zunehmenden Verbreitung im partnerschaftlichen Zusammenleben ohne Kinder und Alleinwohnen mit oder ohne Partner/in gegenüber. Die Relevanz der Alleinerziehenden drückt sich insbesondere in dem deutlichen Anstieg der absoluten Zahl sowie des Anteils unter den familialen Lebensformen aus. Mit anderen Worten: Die Verteilung einzelner Lebensformen ist gleichmäßiger geworden.

Die zunehmende Ausdifferenzierung der Lebensformen führt zu einer Heterogenisierung der Wohnbedürfnisse und -präferenzen. Im Lebensverlauf bedeutet das auch, dass sich die Lebensformen und damit Anforderungen an die Wohnung und den Wohnstandort öfter ändern als früher. Je nachdem, wie die Beziehungskonstellation (Partnerschaft oder/und Elternschaft; im gemeinsamen oder getrennten Haushalt) gestaltet ist und wie die Arbeit im Hinblick auf Erwerbs- und Haus-/Familienarbeit innerhalb des Haushaltes aufgeteilt ist, könnten sich unterschiedliche raum-zeitliche Strukturen in der Alltagsorganisation ergeben. Die Heterogenität würde sich noch verstärken, wenn die Veränderungsprozesse zwischen Frauen und Männern, zwischen Bildungsgruppen und zwischen Ost- und Westdeutschland berücksichtigt werden.

Aufgrund der weiterhin traditionellen Rollenanforderungen und Einschränkung auf dem Arbeitsmarkt ist zu erwarten, dass sich Frauen weniger stark als Männer aus familialen Bindungen herauslösen. Die aktuelle Entwicklung hat bereits bestätigt, dass in der familienintensivsten Phase mehr Frauen mit Kindern

leben als Männer. Zudem leben Frauen häufiger allein mit Kindern. Das deutet darauf hin, dass die wohnbezogenen Bedingungen (d.h. Wohnung und Wohnumfeld) für das Familien- und Berufsleben bei Frauen aufgrund der zunehmenden Doppelorientierung von Familie und Beruf eine höhere Relevanz besitzen als bei Männern. Allerdings fehlt eine Betrachtung für die spätere Lebensphase. Auf der anderen Seite können diese Veränderungen auch den im Haushalt lebenden Partner betreffen, insbesondere bei innerhäuslichen Arrangements von Alltagsaktivitäten.

Trotz Veränderungen der sozioökonomischen Bedingungen besteht nach wie vor eine deutliche Bildungsabhängigkeit der Lebensformen. Es hat sich gezeigt, dass die zunehmende Verbreitung der nicht-traditionellen Lebensformen (ohne Kinder oder ohne Partner/in im Haushalt) nicht nur von Personen mit hoher Bildung, sondern auch von Geringqualifizierten vorangetrieben ist. Allerdings resultiert die Wahl dieser Lebensformen bei Personen mit geringer Qualifikation viel mehr aus ökonomischen Einschränkungen, was darauf hindeuten kann, dass sich das Wohnverhalten innerhalb der einzelnen Lebensformen zunehmend ausdifferenziert.

Der Fokus der theoretischen Überlegungen und des empirischen Befundes über die Geschlechter- und Bildungsunterschiede im Wandel der Lebensformen ist meist auf eine Beziehungsart ausgerichtet: entweder Elternschaft oder Partnerschaft. Um den Einfluss der Bildung auf die Wohnbedürfnisse und -situation zu untersuchen, müssen jedoch beide Beziehungsarten in die Kategorisierung der Lebensformen zusammengeführt und miteinander verknüpft werden. Für die vorliegende Untersuchung sollen außerdem die zeitlichen Veränderungen nachgezeichnet und die Entwicklungstendenz eingeschätzt werden. Aufgrund des rasanteren Wandels der Lebensformen in Ostdeutschland gingen viele Einschätzungen in den 90er Jahren und zur Jahrhundertwende von einer Annäherung zwischen Ost und West aus. Es soll nun über eine größere Zeitspanne ergänzt werden, ob es tatsächlich zur Angleichung gekommen ist.

Die Entwicklung in der Vergangenheit hat verdeutlicht, dass die Ausdifferenzierung der Lebensformen – trotz der verlangsamten Bevölkerungsentwicklung im Westen und des Rückgangs im Osten – mit einer steigenden Anzahl der Haushalte einhergeht. Auch die Wohnflächennachfrage pro Person in allen Haushaltsgrößen ist angestiegen. Selbst die Familienhaushalte, die tendenziell auch kleiner werden, beziehen eine größere Wohnung. Auch die Zunahme der Eltern-Kind- und partnerschaftlichen Beziehungen außerhalb des eigenen Haushaltes kann eine steigende Wohnraumnachfrage hervorrufen. Im Zusammenhang mit der Wohnsuburbanisierung, zu der Familien wesentlich beigetragen haben, stellt sich die Frage, ob die Großstädte nun für sie einen für das familiäre Leben geeigneten und finanzierbaren Wohnstandort darstellen oder das städtische Um-

land nach wie vor eine bessere Alternative ist. Unter diesem Aspekt steht die ununterbrochene Zunahme der Wohnraumnachfrage der Familienhaushalte dem gern prognostizierten Trend zur Reurbanisierung entgegen. Daraus ergibt sich der Forschungsbedarf, wie sich das Wohnstandortverhalten einzelner Lebensformen verändert hat.

Um die Wohnsituation einzelner Lebensformen und ihre raum-zeitlichen Muster zu erforschen, soll im nächsten Kapitel noch auf die Bedeutung der Arbeitsmarktentwicklung und Veränderungen des Erwerbsverhaltens von Frauen und ihren Haushalten eingegangen werden.

Wohnstandort und räumliche Mobilität im Kontext
steigender Frauenerwerbstätigkeit

Eine Analyse für West- und Ostdeutschland

Lien, S.-c.

2017, VII, 291 S. 34 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-658-15857-6